

Sozialräumliche Organisation und Gestaltung des Wohnumfeldes

Hans Heinrich Moldenshardt

„Der praktische Charakter der Architektur muß sich in räumlichen Charakteren und räumlichen Zusammenhängen verwirklichen, deren Grundstruktur durch die bloße Verfolgung unmittelbarer praktischer Zwecke nicht hinreichend auszumachen ist...“ Dieser auf den ersten Blick beinahe tautologisch anmutende Satz hat „es“ in sich. In einem späteren Text Lothar Kühnes wird schon in der Überschrift deutlich, um was „es“ sich handelt: „Räumliche Organisation des menschlichen Lebensprozesses und Gegenstandsfunktion“.

Hier soll versucht werden zu referieren, welche Denkansätze es gibt, um dieses Praktische und Gegenständliche weniger eng zu fassen, komplexer und differenzierter zu verstehen und anwendbar zu machen, als es allenthalben geschieht. Im Grunde geht es mir darum, den ominösen Leitbegriff der „Moderne“, die „Funktion“, über seine verarmte Anwendung und gedankenlose Verurteilung hinaus zu entwickeln, sinnvoll werden zu lassen; in diesem, notwendig begrenzten Zusammenhang nur soweit es räumlich relevant ist.

Mit der räumlichen Relevanz des Funktionsbegriffes ist auch gemeint, daß jeder historischen Epoche nicht nur „typische“ Formationen der Gesellschaft, sondern auch ihrer alltäglichen Gegenstands- und Raum-Merkmale eigentümlich sind. Was hier interessiert, ist nicht der typologische Ansatz der Architekturtheorie im allgemeinen, sondern allein der Aspekt, jene „typischen Formationen“ weniger auf Reglementierungen einer Obrigkeit, als auf nicht kodifizierte, gesellschaftlich überlieferte Übereinkünfte zu beziehen, welche baulich-räumlichen Strukturen den jeweils bestimmenden Arbeits- und Lebensprozessen angemessen sind.

Unser Raum-Bewußtsein erstreckt sich weitgehend allein auf den konkreten Raum sozialen und individuellen Handelns, auf vorwiegend technisch und ökonomisch bestimmte Vorgänge. Ein „Bewußtsein“ des abstrakten Denk-Raums der euklidischen Geometrie mit ihrer dreidimensionalen Ordnung dürfte – ungeachtet seiner elementaren Bedeutung für ein rationales Verständnis von Raum – eher die Ausnahme sein. Noch weniger bewußt, aber allgegenwärtig wirkt hingegen ein anderer „Charakter“ von Raum, eine Art „Verhaltens-“ oder „Empfindens-Raum“, der in historisch langfristigen Erfahrungen von Lebensprozessen nachhaltig geprägt wurde, und dessen Merkmale auf unser heutiges Verhalten und unsere Reaktionen und Empfindungen zurückwirken. Frühere, vorindustriell produzierende Formationen, wie z. B. die agrarische Territorialherrschaft, bieten ein Bild, in dem jede Bau- und Raumform unmittelbar anschaulich mit den damals vorherrschenden Arbeits- und Lebensweisen übereinstimmen scheinen.

Ähnliches ließe sich feststellen am Beispiel der (frühen) Manufaktur-Epoche, etwa in Bologna. Dessen „städtisches Gewebe“ konnte in der historischen Altstadt – dank einer klugen, kommunalpolitischen Intervention – bis heute seinen typologischen Kontext bewahren: Mannigfaltig variierte Erscheinungsformen eines gleichbleibenden, strukturalen Grundmusters von Gebäuden bilden jene Einheit in der Vielfalt, die sich zwar immer wieder zu wandeln vermochte, jedoch ohne ihren Zusammenhang zu verlieren.

Andere Beispiele wären Handelsstädte, wie Frankfurt a. M., oder das damals noch dänische Altona: Bilder einer vergleichbaren Typologie „hochfunktionaler“ Gebäude, disponiert in einer nicht weniger streng organisierten stadträumlichen Struktur.

Die leichtfertige Formel, von solchen Städten zu sagen, sie seien „gewachsen“, gibt lediglich das falsche Verständnis von einem quasi naturhaften Vorgang wieder. Tatsächlich dürfte voraussetzen sein, daß ein Einvernehmen im Sinn jenes eingebürgerten

„Verhaltensraumes“ vorlag, das allen Beteiligten zwanglos auferlegte, sich Regeln zu unterwerfen, wie ein Gebäude und seine Lage beschaffen sein mußten, um den bestimmenden Arbeits- und Lebensprozessen angemessen zu sein. Die Dimensionen wurden hierbei nicht allein den zu Gebote stehenden Geldmitteln, sondern dem „Typus“ und der Struktur des Ganzen angepaßt; beides Ausdrucksformen sozialer Hierarchie.

Im London des ausgehenden 18. Jahrhunderts geschieht endlich etwas ganz Neues. Der Duke of Bedford läßt große Teile seines bis dahin agrarisch genutzten Grundbesitzes am Rande des damaligen London, in Bloomsbury, parzellieren und mit „Reihenhäusern“ bebauen, die durchaus als serienmäßig gelten können. Das Neue besteht in der beabsichtigten und vollzogenen „Verwertung“ des (Produktionsmittels) Bodens; gewiß nicht in einer augenfällig neuen Form der Gebäude. Deren Parzellengrößen mochten sogar den Altonaer oder Frankfurter Grundstücken ähnlich sein. Aber, nicht mehr der eingebürgerte Verhaltensraum bestimmt hier die Strukturen, sondern das willkürlich gesetzte Quantum des zu verwertenden Bodens; nicht mehr gesellschaftliche Übereinkunft entscheidet, sondern Reglementierung; kein „Typus“ mehr, sondern ein Prototyp für beliebig viele, gleiche Wiederholungen.

Aus diesen Anfängen entspringt im Laufe weniger Jahrzehnte jene sich beschleunigende Verstädterung, die mit dem schließlich „entfesselten“ Industriekapitalismus jede überlieferte Ordnung sprengt. „Typisch“ ist inzwischen geworden das allgegenwärtige Bild großer Städte als „Collage zusammenhangloser Objekte“ (Colin Rowe); oder – weiter draußen – als penetrante „Einfalt in der Vielheit“ riesiger Stadterweiterungs-Projekte, die dennoch nirgends so etwas wie „Stadt“ entstehen ließen.

„Die Stadt im traditionellen Sinn hat aufgehört zu existieren“, befand ein Zeitungsartikel schon vor Jahren (Frankfurter Rundschau, Häussermann und Siebel). Der gesellschaftliche Raum im Kapitalismus konstituiert sich nach dem Marktwert des Bodens; gleichgültig gegenüber dem spezifischen „Ort“ eines Gebäudes, seinen „verhaltensräumlichen“ Zusammenhängen.

Sozialistische Gesellschaften, befreit von den Zwängen der Bodenverwertung, aber unfrei angesichts der Zwänge eines ungeheuren quantitativen Bedarfs, haben sich zunehmend einer rein technisch-ökonomischen Rationalität verschrieben, oder allenfalls Verkleidungen, die deren Mängel weniger sichtbar machen sollen.

„Durch die Entwicklung der industriellen Technik wurde nicht nur die über Jahrtausende tradierte raum-gegenständliche Beziehung der Menschen im Arbeitsprozeß verkehrt, es entstanden auch neue ästhetische Beziehungen zu den produzierten, gegenständlichen Lebensbedingungen...“ Das sind beileibe keine neuen, vor allem aber keine erschöpfenden Erkenntnisse, zumal, was die Ursachen des kritisierten Zustandes betrifft. Zungenfertig von industrieller „Revolution“ zu reden, provoziert Widerspruch, weil es nicht genügt zu konstatieren, daß alles umgewälzt wurde, solange unvollständig in der Betrachtung bleibt, was und mit welchem Grad von Vollständigkeit und Notwendigkeit umzuwälzen war.

Ich muß beiseite lassen, worin die (kapitalistisch) zynische, oder (sozialistisch) avantgardistisch zugespitzte Notwendigkeit sich unterscheiden oder ähneln. Unbestreitbar betraf und betrifft die Umwälzung nicht nur den – inzwischen global dimensionierten – gesellschaftlich objektiven Raum konkreten Handelns, sondern auch jene – global gesehen – noch radikal verschieden gebliebenen, „subjektiven“ Verhaltens- und Empfindungsräume, die sich nur viel langsamer ändern als der konkrete Lebensprozeß; zu langsam, um nicht von Zerstörung bedroht zu werden. Wir könn-

ten allmählich gelernt haben, wie hoch der Preis ist, den wir selbst dafür entrichten, oder – schlimmer noch – andere für uns bezahlen lassen.

Hierin liegen – gewiß nicht nur für mich – die Gründe zu vermuten, daß es auch *objektiv notwendig* geworden ist, die Bedeutung, die „Funktion“ dieses Verhaltensraumes wieder wahrzunehmen, zu bewahren und wiederherzustellen. Dabei gilt es zu begreifen, daß keine Schadensreparatur an bloß ästhetischen Defiziten vorzunehmen ist; weder mit Hilfe von neu- noch von altmodischen Camouflagen, wie es augenscheinlich von vielen mißverstanden wird – die sogenannten Betroffenen nicht ausgenommen.

Wie aber läßt sich „Verhaltens“- oder „Empfindens“-Raum gegenständlich fassen? Ein Beispiel alltäglicher Lebensumwelt muß hier genügen.

Jeder Mensch, der einen ihm unbekanntem Raum betritt und sich unbeobachtet fühlt, wird (höchstwahrscheinlich) zuerst ans Fenster treten; sei es, um hinauszuschauen, sich zu orientieren, sei es, weil er den (am Tag) hellsten Bereich des Raumes als anziehend empfindet. Jeder Mensch, der sich in einem ihm vertrauten Raum lange genug aufhält, wird sich einen Platz in der Nähe des Fensters suchen; je nach Tages- oder Jahreszeit, Klima- oder Wetterbedingungen – wird es auch der Halbschatten, ein wenig abgerückt vom Fenster, sein können, jedenfalls wird es dort sein, wo er weder geblendet noch in Schweiß gebracht wird, aber in der Nähe des Fensters bleibt.

Dieser „Fensterplatz“ ist der Versuch, einen Verhaltensraum zu beschreiben, der als lebensvoll, als „schön“ nur insoweit gelten wird, wie seine räumlich-gegenständliche Beschaffenheit annähernd übereinstimmt mit der Art, wie unser Verhalten und die es begleitenden Empfindungen darin spontan aufgehen.

„Fensterplatz“ ist ein eigener, definierbarer Ort, innerhalb, aber abgegrenzt von dem Raum, dessen integrierender Teil er ist. Für diesen Ort gilt, daß „Fenster“ mehr bedeuten wird, als bloß ein Loch in der Außenwand zu sein, durch das Licht herein- und schlechte Luft herausgelassen werden können. Anders als in vielen alten, mögen diese Banal-Funktionen in den neuen Gebäuden zureichend berücksichtigt werden; oft nicht einmal das. Was darüber hinaus so etwas wie einen „Fensterplatz“ entstehen läßt, ist am ehesten wahrzunehmen an den Störungen dieses Verhaltensraumes: Die Fenster sind zu groß, um nicht (im Sommer) dahinter geschmort oder geblendet zu werden, oder, selbst im Winter, unergiebigen Aus- und unerwünschten Einblicken ausgesetzt zu sein; sie sind zu klein, oder sie haben eine falsche Lage im Raum, um genügend Licht und mühelosen Ausblick zu bieten; die Brüstung ist zu hoch, um z. B. auch im Sitzen unbehindert hinausschauen zu können, oder sie fehlt ganz und gar, was schön sein kann, wenn es sich nicht um ein Fenster im 14. Stockwerk handelt, von wo der Blick in die Tiefe ängstigt, statt zu erfreuen; vielleicht ist das Fenster außerordentlich preiswert in seiner Herstellung gewesen; dafür besitzt es jedoch nur einen einzigen Flügel, der beim Öffnen unförmig weit und hinderlich in den Raum ragt, wenn ich schlicht aus dem Fenster schauen möchte.

Sind das wirklich nur subjektive Betrachtungsweisen? Sind die Merkmale eines solchen Verhaltensraumes nicht ziemlich genau beschreibbar, sowohl hinsichtlich ihrer raum-gegenständlichen Beschaffenheit wie auch in deren Wirkung?

Wir müssen dabei gar nicht soweit gehen wie der ehemalige Mathematiker und Informationstheoretiker Christopher Alexander, von dessen „Institute for Environmental Research“ in Berkeley, Kalifornien, schon vor etlichen Jahren ein methodisches Instrumentarium erarbeitet wurde, mit dem er hoffte, in der Wirkung so zuverlässig wie der genetische Code, baulich-räumlich lebensvolle Situationen planen zu können; obendrein auf allen Maßstabebenen des gesellschaftlichen Raumes. In der „Pattern-Language“ (Sprache der Muster oder Merkmale) und mit dem später publizierten Buch „The Timeless Way of Building“ sowie in einigen praktischen Versuchen („The Oregon Experiment“ / „The Production of Houses“) wurde der Anspruch geltend gemacht, ein völlig neues Paradigma der Architektur begrifflich und praktisch realisieren zu können.

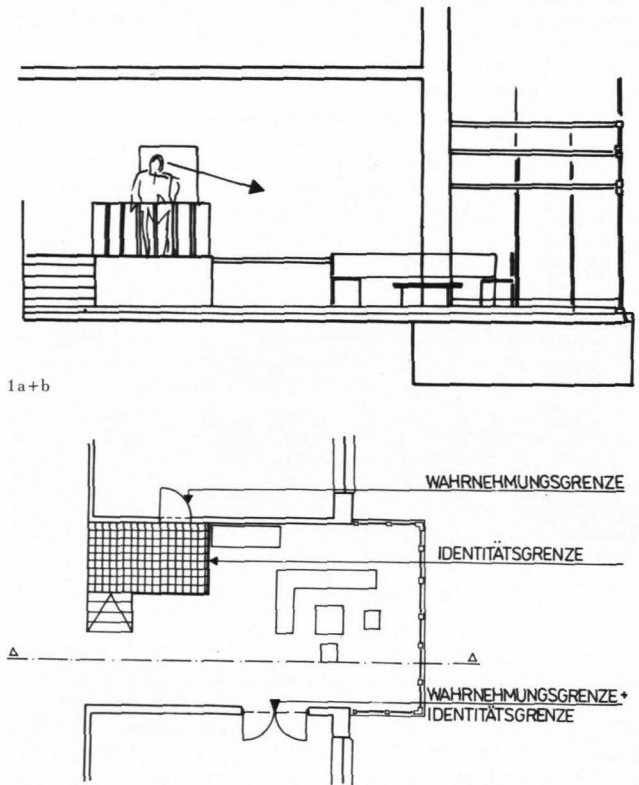
Der apostrophierten Zeitlosigkeit wie auch der Auswahl der allein vorindustriell geprägten Beispiele gegenüber ist Skepsis anzuraten. Was anregend ist, ist der methodische Ansatz Alexanders, einen Wahrnehmungs- und Handlungszusammenhang herzustellen zwischen sehr kleinen, individuellen und weit dar-

über hinausreichenden sozialen Aspekten gegenständlicher und räumlicher Umwelt.

In mehreren Seminarveranstaltungen habe ich versucht, einiges hiervon zu thematisieren.

Wir bemühten uns, von Alexander ausdrücklich dazu ermutigt, eigene patterns zu definieren, d. h. mit einem „Bild“ solche Merkmale und ihre Verknüpfung untereinander deutlich zu machen.

Auch wieder nur ein Beispiel: „Quartier für den kleinen Spaziergang“. Ich denke, daß jedem hierzu relativ spontan Assoziationen in den Sinn kommen. Mühevoller ist es, aber lohnend, herauszufinden, daß jede dieser Assoziationen wiederum als patterns gelten kann, die dem „Quartier für den kleinen Spaziergang“ nach- oder untergeordnet werden können; genau wie von übergeordneten patterns das „Quartier...“ ein integrierender Bestandteil ist. Selbst an diesem Beispiel läßt sich demonstrieren, wie wenig harmlos diese Methode ist; etwa, wenn wir versuchen, in einer beliebigen Neubausiedlung ausfindig zu machen, wo (ob) dort zu einem solch „kleinen Spaziergang“ angeregt oder ermutigt werden mag. Zwei der Seminarteilnehmer entwickelten für Wohnsituationen eine eigene Hierarchie von Verhaltensräumen, deren Wesensmerkmal darin besteht, Übergangsbereiche untereinander zu schaffen, um in der abgestuften Zuordnung von individuellen zu familiär-gruppenbezogenen und von diesen zu öffentlichen Räumen diese zum „Funktionieren“ zu bringen (siehe Schema).



Thesen wie die „Transitorischen Bereiche“ (Bakema) oder der „Raum dazwischen“ (Aldo van Eick) – um nur zwei niederländische Beispiele zu nennen – beweisen, daß es sich weder um entlegene noch um isolierte Bemühungen handelt, ein genaueres vertieftes Verständnis von solchen verhaltensräumlichen Gebrauchswert-Eigenschaften zu entfalten.

Zum heutigen Standard des Wohnumfeldes gehören Balkone, Terrassen oder Loggien; geschätzte Übergangsbereiche also; diese jedoch lediglich als Ausstattungs-Errungenschaften zu deuten, greift zu kurz. Je nachdem, ob dort jemand einen leeren Hinterhof, die Straße, einen Rübenacker vor sich hat oder womöglich eine jener häufig völlig undefiniert gebliebenen Restflächen des Baugeländes mit Parkplätzen, pflegeleichtem Dauergrün oder einem verödeten Spielplatz, wird die vorherrschende Nutzung deutlich voneinander abweichen, selbst wenn in jedem Fall eine ausreichende Besonnung oder Verschattung oder eine bequeme innere Zugänglichkeit gewährleistet sind.

Selbst in diesem banalen Beispiel reicht die Bedeutung des Ver-

haltensraumes über die Wohnung hinaus, bis in den öffentlichen Bereich, bis in die Stadt hinein. Auf dem Balkon selbst wird das Verhalten differenziert sein – je nach der Orientierung – vom beobachtend-müßigen Hinausschauen bis zum Wäschetrocknen und Gerümpelabstellen. Umgekehrt ist jene heute typische Orientierungslosigkeit der Freiräume, undeutlich zum Öffentlichen wie zum Privaten hin, jene Aufhebung einer simplen überlieferten Ordnung des „Vorn und Hinten“, kennzeichnend für eine Art von städtischem Raum, der diese Bezeichnung überhaupt nicht verdient, dem ersatzweise auch mit vielgeschossigen Gebäudefronten nicht aufzuhelfen ist.

Die Dialektik dieser Wechselwirkung ist kaum zu übersehen; nicht nur im Hinblick auf das Innen-Außen-Verhältnis, sondern auch in bezug auf den Maßstabssprung: vom Kleinen zum Großen.

Warum nur sind die alten Bilder soviel besser als die neuen?: „Auf dem Trottoir gehen, um nach Hause zu gelangen“ – z. B. – oder: „Aus dem Fenster schauen, um zu sehen, was auf der Straße los ist.“ Schon in den siebziger Jahren unternahm französische Sozialforscher einen Deutungsversuch, der jedoch dem sozial bestimmten Raum alltäglichen Verhaltens nur mittelbar galt. Vielmehr wurde jenes Verhalten selbst, das mit diesem Raum korreliert, sogenannten „kulturellen Modellen“ zugeordnet.

Den Begriff, den *Marion Segaud* und *Henri Raymond* verwenden, führen sie auf *Pierre Bourdieu* zurück, einen Vertreter der strukturalistischen Sozialforschung im Gefolge von *Claude Lévi-Strauss*.

Ich gebe hier den Ausdruck „kulturelle Modelle“ mit Vorbehalt wieder, u. a. weil ich fürchte, daß es die ursprüngliche Bedeutung von „culturel“ nicht trifft, im Deutschen von kulturell zu reden. Gemeint ist wohl eher zivilisatorisch, etwa im Sinne von *Norbert Elias*’ „Prozeß der Zivilisation“.

„Kulturelle Modelle“ heißen jedenfalls Muster alltäglichen Verhaltens, die nach verschiedenen „Kulturen“ oder „Nationen“ differenziert, überliefert sind, ohne in Verhaltens-Imperative zu münden. Vielmehr handelt es sich um Muster, die einen „Habitus“ (*P. Bourdieu*) darstellen, also einen zwar begrenzten, aber individuelle Spielräume gewährenden Rahmen des Verhaltens.

Kulturelle Modelle lassen sich nicht auf sogenannte Grundbedürfnisse zurückführen (wie Ernährung, Schlaf, Körperpflege, Sexualität...). Sie regeln das Verhalten einzelner und das von Gruppen untereinander, also die überwiegenden Bereiche sozia-

ler Kommunikation; sie stellen ein Geflecht sozialer Konvention dar, das gegen Störungen empfindlich reagiert. Konkret gemeint sind z. B. Abstufungen von Privatheit innerhalb der Wohnung; die Eßgewohnheiten, das sexuelle Verhalten; die alltägliche Kindererziehung, aber auch (mit gleicher Bedeutung) weniger elementare Vorgänge wie z. B. die Art, den Besuch der Schwiegereltern zu regeln, den Briefträger oder fremde Besucher an der Haus- oder Wohnungstür zu empfangen; oder einfach „aus dem Fenster zu schauen“. In jedem Beispiel läßt sich ein mitunter rituelles Verhalten beobachten, das immer auf eine angemessene räumliche Disposition innerhalb der Wohnung angewiesen bleibt, um nicht gestört zu werden. Das Problem besteht einfach darin, daß diese Disposition fehlt, dem „Fortschritt“ geopfert wurde.

Auf vergleichbare Weise hat *Roland Günther* als „teilnehmender Beobachter“ das Verhalten von Hüttenarbeitern in der Oberhausener Ruhrgebietsiedlung *Eisenheim* studiert, und, für Werk- wie Feiertage, eine ganze Reihe sehr deutlich voneinander verschiedener Verhaltensmuster erkannt, die zeitlichen und räumlichen Selbst-Darstellungsregeln folgten oder Abstufungen der Kommunikationsformen galten. Im Fall *Eisenheim* korrelierte dieses Verhalten mit vorgegebenen baulichen, räumlichen oder gärtnerischen Merkmalen bis ins einzelne.

Wo aber ist die „Neue Stadt“? Welches ist der „Sinn, der Form werden muß, um sich entfaltet zu objektivieren?“ [1]

Für die sozialistischen Gesellschaften sollte gelten, daß Produkte des städtischen Raumes zunächst Pläne sind, die nicht völlig von „Sachzwängen“ bestimmt werden; die also Spielräume sorgfältiger, bewußter, differenzierender Entscheidungen enthalten. Diese gilt es endlich sinnvoll zu nutzen.

„Zweifelloso gibt es für praktische Gegenstände oder Raumbedingungen eine Tendenz der funktionalen Optimierung. Aber zugleich gibt es eine Variabilität von Gegenständen und Räumen, die unter diesem Gesichtspunkt der Optimierung überhaupt nicht zu begreifen ist, weil die Variabilität die gesellschaftlichen Veränderungen der Menschen ausdrückt; und das ist die eigentliche Dimension des Ästhetischen.“ [2]

Literatur

- [1] *Kühne, L.*: Gegenstand und Raum. – Dresden, 1981
[2] *Kühne, L.*: Haus und Landschaft. – Dresden, 1985